

Zeitschrift: Mariastein : Monatsblätter zur Vertiefung der Beziehungen zwischen Pilgern und Heiligtum
Herausgeber: Benediktiner von Mariastein
Band: 55 (1978)
Heft: 3

Artikel: "Ich werde nicht sterben, sondern leben" (Ps 118) : Gedanken zur östlichen Busszeit
Autor: Bütler, Anselm
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1031515>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Ich werde nicht sterben, sondern leben» (Ps 118)

Gedanken zur österlichen Busszeit

P. Anselm Bütler

Über der österlichen Busszeit steht der Ruf Jesu: «Bekehret euch und glaubet an die frohe Botschaft» (Mk 1, 14). Sich bekehren meint: umdenken in der Gesinnung und sich neu orientieren in der Lebensgestaltung. Das bedeutet, sich abwenden von der sogenannten «weltlichen» Lebenseinstellung. Diese «weltliche» Lebenseinstellung umschreibt Johannes in seinem 1. Brief mit den Stichworten: «Sinnenlust, Augenlust, Hoffart des Lebens» (2, 16). Diese Ausdrücke und die damit gemeinte Wirklichkeit können wir benennen mit: «Genussucht, Besitzsucht, Machtsucht». Hinter all diesen Süchten steht letztlich eine Haltung, die sich selber absichern will, selber Sicherheit und Erfolg des Lebens schaffen möchte, auf sich und den eigenen Vorteil konzentriert ist. Dem gegenüber steht die Haltung des Glaubens, die sich aller irdischen, menschlichen und geschöpflichen Sicherungen und Garantien begibt, sich restlos Gott anvertraut, von ihm alles erwartet, erhofft und erfleht.

Die Aufgabe solcher Bekehrung stellt sich nicht nur dem einzelnen Christen. Auch die Glaubensgemeinschaft als Ganzes, die Kirche muss immer wieder neu umkehren, sich abwenden von weltlicher Denkweise, um ganz aus dem Glauben zu leben. Auf welcher Ebene für die Kirche heute solche Umkehr besonders dringend ist, wird aufgezeigt im Text von Fr. Roger, Prior in Taizé, den er 1970 bei der Ankündigung des Konzils der Jugend proklamiert hat: «... Christus bereitet uns einen neuen Frühling der Kirche: einer Kirche, die aller Mittel der Macht beraubt ist (Besitz, rechtlicher Sonderstellung im Staat, Privilegien); einer Kirche, die bereit ist, das Leben mit allen zu teilen ...»

Dass eine Kirche, aller weltlichen Mittel beraubt, nicht stirbt, sondern erst richtig zu leben beginnt, bestätigt sich in manchen Ländern, in denen die Kirche aus dem öffentlichen Leben verdrängt ist, von der staatlichen Autorität höchstens noch als Randexistenz geduldet wird. Im folgenden geben wir die Schilderung einer solchen Kirche wieder. Das Land, in dem diese Kirche lebt, wird aus begreiflichen Gründen verschwiegen.

Die Kirche in unserem Land ist gezwungen worden, ihre gewohnten Formen aufzubrechen, das angestammte Tätigkeitsfeld zu verlassen, traditionelle Aufgaben aufzugeben. Das einzige, was ihr gewährt wird, ist die Betreuung der Menschen, die nicht «produktiv» sind, die keine Macht haben und der Kirche so auch keinen Machtzuwachs verschaffen können: Behinderte und Alte. Aber gerade hier entdecken wir Christen eine neue Tiefe unseres Christseins: Dienst, ohne auf Gegenleistung und Entschädigung zu warten, Dienst einfach aus Liebe und Einsicht. So tut die Kirche in einer Gesellschaft, in der allein Leistung zählt, etwas scheinbar Nutzloses, «bloss» aus Ehrfurcht vor dem Menschen. Aber gerade dadurch wächst ihr überraschendes Vertrauen zu. In einer gesellschaftlichen Atmosphäre der Einschüchterung und des Ausgeliefertseins entsteht in der Kirche Gemeinschaft, weil sie sich weigert, trotz böser Erfahrungen bitter zu werden, weil sie nicht daran denkt, Misstrauen mit Misstrauen zu begegnen, weil sie so lebt, dass Andersdenkende ihre Aufrichtigkeit akzeptieren können, weil sie selbst denen noch dient, die von der Kirche nichts halten.

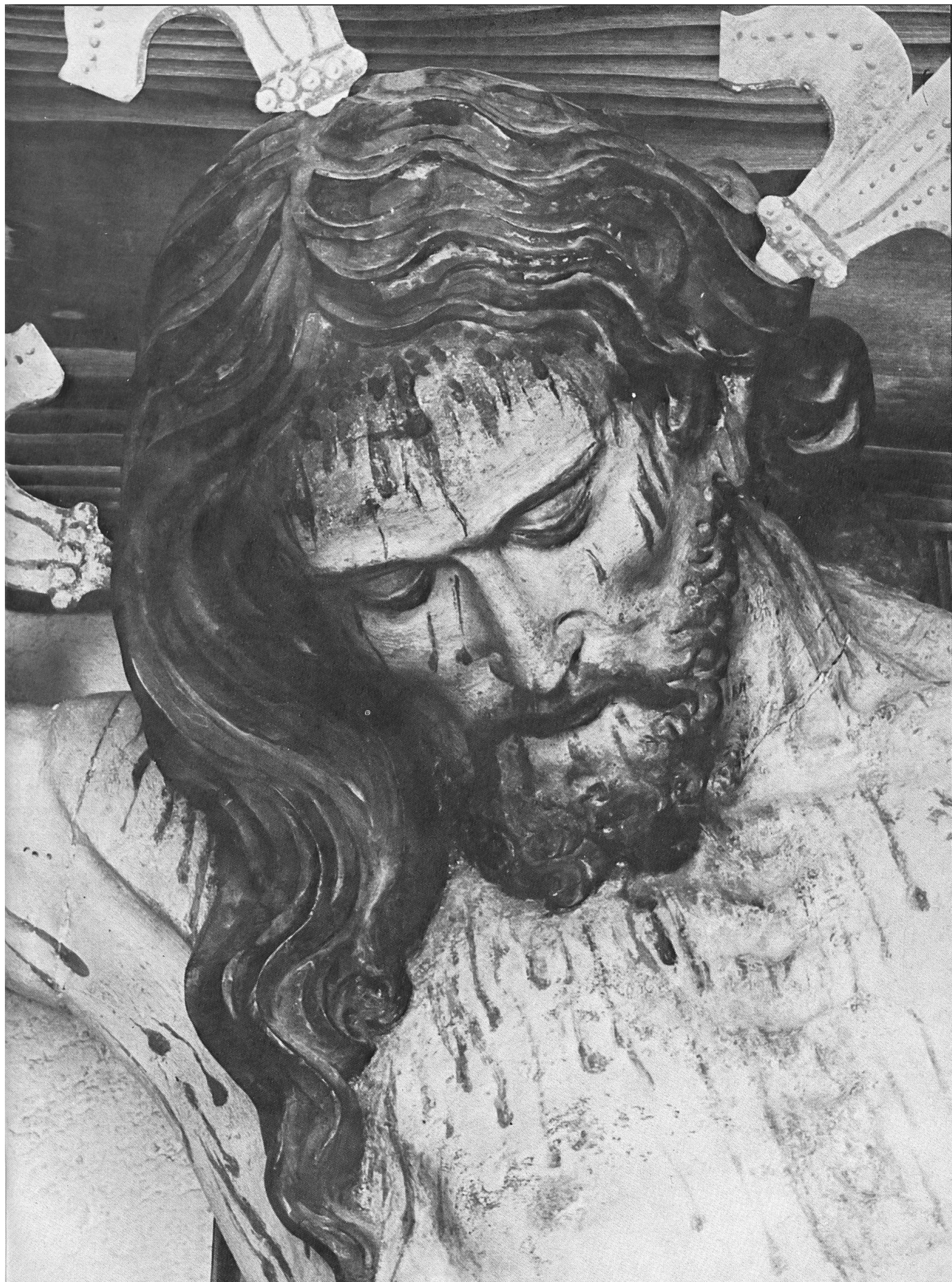
Ein Bischof dieser Kirche sagt: Gott hat uns in die Schule genommen. Wir sollen suchen, was der Botschaft vom Gekreuzigten dient, nicht wie die Kirche ihre Stellung behaupten oder wie sie zumindest überleben kann. Die Kirche muss es lassen, ihr Recht als wichtiges Thema zu empfinden, sich selbst freizuwünschen statt den Menschen. In diesem Staat, wo Macht nur politisch-wirtschaftlich und Freiheit nur auf der Basis materieller Freiheit verstanden wird, lernen die Christen, Freiheit mitten in äusserster Abhängigkeit zu praktizieren. Dabei erfahren sie, dass Macht allein in der Vollmacht der Wahrheit besteht, abseits aller politischen Gewalt. Durch Demütigung findet die Kirche zur Demut. Verkündigung, Zeugnis und Dienst stehen im Zeichen der Erniedrigung. Triumphalismus und Berechnung greifen nicht Platz. Es wird deutlicher, was vergeben statt vergelten, Leben erhalten statt zerstören meint.

Erlebnisse in der Praxis zeigen, dass man als Gewaltloser, Sanftmütiger nicht einfach ausgenutzt, ausgerottet, zertrampelt wird, weil Gewaltlosigkeit beschämt, hemmt, zögernd macht, Skrupel entstehen lässt, unmerklich eine Verhaltensänderung bewirkt. Die Bereitschaft, in der Gesellschaft einen geringen Platz einzunehmen, auf den Besitz der Welt zu verzichten, Verlierer zu sein, ist solche Gewaltlosigkeit.

In diesem Land beginnen Christen die eigene Ohnmacht als Hilfe Gottes zu begreifen, die das Evangelium klarer hervortreten lässt. Sie merken, dass eigene Armut sie nicht hindert voranzugehen. Berufliche Konsequenzen eröffnen ihnen einen Zugang zum Evangelium vom Kreuz. Die Kirche ist da weniger verbürgerlicht als in andern Ländern, weniger auf dem Podest, sogar weniger abgekapselt, trotz Staatsdoktrin, welche der Religion keinen Raum gewährt. Sie lebt in Häusern und Familien, der Seelsorger, der noch eine Wohnung in einer Neubausiedlung bekommen hat, putzt jede Woche seinen Treppenabschnitt. Die Kirche will allen dienen, auch denen, die zwar bereit sind, ihre Dienste anzunehmen, aber sie dennoch verachten und bekämpfen.

Kritik reizt die Kirche nicht, sondern bewirkt, dass sie sich um tiefere Erkenntnis müht, weil sie weiss, dass sie gerade im Blick auf Betätigung und Weigerung oft versagt. Sie muss in Kompromissen leben und erfährt sich in dieser Situation auch immer wieder als schuldig. Eine wesentliche Bedeutung erhält darum die Busse, persönliches und kollektives Schuldigwerden ist eine starke Realität. Ebenso wird intensiver verstanden, was es heisst, barmherzig zu sein — beispielsweise gegenüber eigenen Brüdern, die einen verraten haben.

Weil die Christen in eine deutliche Entscheidungssituation gestellt sind (ein christliches Engagement hat nachteilige Folgen), erkennen sie das Notwendige intuitiver und schneller. Die Kirche kann nicht mit einer Vorgabe an institutioneller Autorität rechnen; einzig das, was sie selbst lebt, findet Gehör. So ist sie einerseits verpflichtet, ständig zu überprüfen, ob der verkündete



Glaube durch ihre Praxis gedeckt ist, und andererseits zur Wesentlichkeit aufgerufen. Die atheistische Propaganda, im Gewand der Wissenschaftlichkeit einherschreitend, zwingt jeden Christen, sich mit Fragen von Naturwissenschaft und Geschichte auseinanderzusetzen, um seinen Glauben, zum Beispiel das Verhältnis von Schöpfung und Evolution, stets neu zu überdenken. In immer neu formulierter Auslegung der Biblischen Botschaft hat sich die Kirche eine Sprache zu eigen gemacht, die auch Menschen verstehen, die im nichtchristlichen Milieu aufgewachsen sind.

Durch die Trennung von Kirche und Staat rückt auch die Frage nach der Bedeutung des Gottesdienstes in die Mitte. Oft ist Christus der einzige Grund des Zusammenkommens der Christen. Was Kirche ist, und wozu sie da ist, erhalten die Christen beantwortet, indem sie fragen, wer Christus ist. Sie spüren eine Gewissheit: die Kirche ihres Landes wird beim Herrn bleiben und er bei ihr, solange sie, wie er, für andere da ist. Die Suche nach dem Wesentlichen, das ausser ihr niemand hat und um dessentwillen sie unersetzbar ist, verleiht der Kirche ein schärferes Profil. Sie existiert in einem Land, wo kirchliche Betätigung eines Ehepartners dem andern einen Scheidungsgrund bietet. Es wird den Christen kein Platz gelassen, im Betrieb oder in der Gesellschaft überhaupt eine christliche Position zu beziehen. Die Christen kommen im System eigentlich gar nicht vor. In dieser Situation wäre ein totales Nein Verrat an der Sendung der Kirche. Kirche muss aus sich herausgehen. Schliessen wir Türen und Fenster, wenn der Sturm um unser Haus tobt, oder halten wir uns weiterhin offen auf das Risiko hin, dass der Sturm mitten durch uns hindurch geht? Aus Angst sich nicht bis an die zugestandenen Grenzen der Möglichkeiten des christlichen Einsatzes wagen, wäre keine positive, kreative Position der Kirche.

Die Christen können das Privileg der Sprache benutzen, beispielsweise in der Mitverantwortung für eine sachgemässe Information. Die Christen entwickeln eine ‚diplomatische‘ Begabung: zwischen den Zeilen lesen und zwischen den Wor-

ten hören. So erkennt man einander im Verborgenen, etwa in der Art, wie man von einem Museumsführer christliche Kunst erklärt bekommt. Die Bedeutung von Zeichen und Gesten nimmt zu, gegenüber dem Wort, das missverständlich und gefährvoll ist. Sakramente werden neu gefüllt. Sakramentspendung ist mit einer gegenseitigen Verpflichtung zwischen Kirche und Christ gekoppelt und gehört nicht mehr zum selbstverständlichen «Service».

Ein Aufkommen von Lieblosigkeit in der Kirche dieses Landes ist selten, weil man alles verhindern will, was die Christen entzweit. Die Gemeinschaft zwischen Amtsträgern und Gläubigen ist auffallend intensiv, ebenso die Kirchlichkeit der Christen: Jugendliche übernehmen in ihrer Stadt die Führung im Dom, er ist ihre Kirche.

Immer aber ist die Kirche eine Kirche für die andern, gerade in einer extremen Diasporasituation der Christen gegenüber den Nichtglaubenden. Man erlebt den weltanschaulichen Gegner als Mitmenschen, hautnah, man muss mit ihm auskommen, ist als Christ in der Minderzahl. Es wird ganz existentiell klar, dass jemand nicht schon deswegen minderwertig oder schlecht ist, weil er nicht christlich ist. In aller Demut erkennt man, dass die Tugenden der Nichtchristen auch gute Gaben des verborgenen Schöpfers sind, man erahnt einen Weg der Feindesliebe: die Kirche kann auch Nichtglaubenden einen schöpferischen Platz einräumen.

In der Diaspora wird Glaube stark als Hoffnung erfahren. Alle menschlichen Erfolge als blosses Zeichen und Hinweise auf das grosse Ziel Gottes zu interpretieren, bewahrt vor Illusion und Resignation. Die Geschichte rollt nicht ab, wie sie geplant ist. Es gibt einen Herrn der Geschichte dieses Landes. Das gibt dem Christentum Zukunftshaltung, die zum Leben ermutigt, gerade in einem Klima der Überforderung, des Missmutes, der Lebensangst. Christliche Hoffnung kann darauf aufmerksam machen, wie materielle Bescheidenheit und begrenzte Mittel menschlichen Reichtum und Elan freisetzen zur Umgestaltung der Welt.



Soweit der Bericht von einer Kirche, die vom Tode bedroht, zu neuem Leben aufblüht. Was kann uns dieser Bericht helfen für unsere Erneuerung in der österlichen Busszeit? Zuerst einmal dürfen wir Gott danken und preisen, dass er unsern Mitchristen in solchen Ländern diese Lebenskraft schenkt. Für uns selber kann das Ermutigung sein, wenn wir oft jammern und klagen über den Rückgang der Christlichkeit bei uns. Gott kann auch bei uns solch neues Leben wecken.

Wir müssen aber auch den Mut haben, diese Sprache Gottes zu verstehen. Gott will und wird seine Kirche erneuern, ihr einen neuen Frühling schenken. Dieser Frühling besteht darin, dass wir wieder ganz Glaubende werden, die alles von Gott, nichts von sich und der menschlichen Machtposition erwarten. Die «konstantinische Ära» wird auch bei uns zu Ende gehen. Auch bei uns wird über kurz oder lang der Tag kommen, da die Kirche im Staat keinen Verbündeten mehr hat, wo der Kirche irdische Machtmittel genommen werden. Je rascher und schneller wir uns auf diesen «Tag X» vorbereiten, um so schmerzloser wird auch bei uns das Frühlingserwachen der Kirche sich vollziehen. Jesus mahnte seine Jünger: «Vom Feigenbaum lernet das Gleichnis: wenn sein Gezweige saftig wird und die Blätter spriessen, so erkennt ihr, dass der Sommer nahe ist» (Mk 13, 28). Überall in der Kirche beginnen die Blätter neu zu spriessen: Aufblühen der Kirche in unterdrückten Situationen; spontaner Zusammenschluss von Laien zu Basisgruppen mit aktiver Glaubenstätigkeit; Aufbruch charismatischer Gemeinschaften. Sind das nicht alles hoffnungsvolle Zeichen dafür, dass Gott «nahe ist», dass für die Kirche grosse Gnadenstunden bevorstehen?

Die österliche Busszeit will uns auf diesen Anbruch vorbereiten. In welcher Richtung diese Vorbereitung gehen soll, zeigt uns der begonnene Aufbruch: Selbstlosigkeit, Uneigennützigkeit, Dienst. Jesus hat in den drei grossen Versuchungen zu Beginn seiner Wirksamkeit diesen Weg des selbstlosen Dienens gewählt gegen den

Weg des egoistischen Herrschens. Die ganze Kirche wird sich auf diesen Weg begeben müssen: das Amt, das sich nicht nach Art der Mächte dieser Welt von aussen aufdrängen und durchsetzen kann, wie die Gruppen, die keinen Machtdruck ausüben dürfen. Die Kirche wird auch mehr und mehr auf alles verzichten, was ihr von der Welt Macht und Ansehen gibt: Glanz, Pracht, Zahlen, Erfolgsstatistik. Und wenn ihr Machtpositionen weggenommen werden, wird sie sich an das Schriftwort halten: «Wenn ihr um des Namens Jesu willen geschmäht werdet, selig seid ihr» (1 Petr 4, 14). Dazu kommt der sehnliche Wunsch, dass der Frühling der Kirche anbreche, das neue Ostern und Pfingsten. Es ist jene Grundhaltung, die der hl. Benedikt in seiner Regel den Mönchen empfiehlt: «Der Mönch harre in Freude und Sehnsucht des Geistes dem heiligen Osterfest entgegen» (Kap. 49).